

Glaubensorientierung in einer pluralistisch denkenden Gesellschaft

Festvortrag zum Jubiläum des 75. Jahrgangs von „Geist und Leben“

Hermann Josef Spital, Trier

An der Jubiläumsfeier zum 75. Jahrgang der Zeitschrift „Geist und Leben“ am 12. September 2002 in der Würzburger Residenz haben erfreulich viele Gratulanten teilgenommen. Der Vorsitzende der publizistischen Kommission der Deutschen Bischofskonferenz, Weihbischof Friedrich Ostermann, schrieb unter anderem: „Ich wünsche der Zeitschrift ‚Geist und Leben‘ eine gesicherte Zukunft. Sie darf weder in Universitäten noch in Priester- und Laien-ausbildungsstätten, Klöstern und Bildungshäusern fehlen. Sie ist ein lebensdiger Bestandteil der katholischen Publizistik des deutschen Sprachraums.“ Einen ausführlichen Bericht über die Feier kann man im Internet unter www.echter-verlag.de/Geist_und_leben/geist_und_leben.htm nachlesen. Im Folgenden veröffentlichen wir den Festvortrag, den Altbischof Hermann Josef Spital aus diesem Anlass gehalten hat. Die Festpredigt von Ortsbischof Paul-Werner Scheele wird zu einem späteren Zeitpunkt in GuL abgedruckt werden.

Die Redaktion.

Orientierungslosigkeit – Individualismus

Lassen Sie mich zu Beginn beschreiben, wie ich die Grundzüge einer „pluralistisch denkenden Gesellschaft“ sehe. Ich möchte drei Charakteristika nennen:

Erstens: In einer pluralistisch denkenden Gesellschaft sind alle Feststellungen und Sätze zunächst einmal gleich gültig. Unsere Sprache macht uns sofort aufmerksam: gleichgültig heißt umgekehrt gelesen: Gültiges gibt es nicht mehr – wenigstens was die Formeln und Sätze angeht. Es erhebt sich sofort die Frage, wie man damit leben kann? Diese Frage führt uns zum zweiten Punkt:

Zweitens: Wenn die „Maßstäbe“ verloren gegangen sind, stellt sich eine Orientierungsschwierigkeit ein. Die Menschen fragen, wonach sie sich denn noch richten sollen oder können. Darauf gibt es nicht ohne weiteres eine Antwort. Allerdings kann man bei jungen Menschen erleben, dass sie nicht mehr nach Theorien fragen, sondern unmittelbar daran interessiert sind, wie der jeweilige Gesprächspartner die Orientierungsprobleme für sich selbst, in sei-

nem konkreten Leben löst. Man will Leben kennenlernen, weil man formulierten Sätzen misstraut.

Drittens: Mit dieser Frage nach dem konkreten Leben, wie es von konkreten Menschen in unserer pluralistischen Gesellschaft gelebt wird, ist allerdings noch nicht beantwortet, wie sich der Einzelne seine Beurteilungsrichtlinien sucht. Sucht er das, was ihm Spaß macht? Versucht er, für sein Leben einen Sinn zu finden? Viele Menschen kommen sich vor, als seien sie in einem großen Kaufhaus und müssten entscheiden, was sie denn nun kaufen sollen. Muss es nur angenehm sein? Muss es gut schmecken? Muss es das Gefühl geben, man tue etwas Sinnvolles und Gutes?

Meiner persönlichen Erfahrung nach spüren immer mehr Menschen die Qual, die mit einer solchen Wahl verbunden ist. Sie werden des „einfach so Dahinlebens“ überdrüssig und suchen nach einem Ausweg. Das gilt natürlich nicht von der sogenannten großen Menge; aber es gilt von denen, die nachdenklich sind. Und das kann man in der Welt von heute ja tatsächlich werden.

Ich möchte mit diesem Vortrag eine Richtung anzeigen, wie man aus dieser Not herausfinden kann. Ich bin damit keineswegs fertig; vielmehr erhoffe ich mir aus dem Gespräch hier und heute und in dem weiteren Gespräch, so wie es in „Geist und Leben“ geführt wird, Kritik und Hilfe, um eine bessere Formulierung und damit auch eine bessere Orientierung zu finden.

Wenn ich an meine Studienzeit denke, dann kann ich mich nicht erinnern, dass ein Professor sich jemals die Mühe gemacht hätte, die Tatsache, dass Gott sich in einem lebendigen Menschen geoffenbart hat, in ihrer theologischen Bedeutung zu bedenken. Vielmehr hat man Sätze formuliert, wie man sie auch zur Beschreibung von Gegenständen gebraucht, statt den Gottmenschen in seiner Lebendigkeit zum Zuge kommen zu lassen. Lebendige Personen kann man nicht „feststellen“, wenn man sie nicht ihres einmalig Eigenen berauben will. Wenn Gott seine Offenbarung vollendet in der Sendung eines Menschen, können wir das doch nicht einfach so hinnehmen; vielmehr müssen wir versuchen, den Sinn eines gerade solchen Offenbarungshandelns zu verstehen. Denn die Form des Offenbarungshandelns kann doch auch für den Inhalt nicht ohne Bedeutung sein. Wir müssen sie vor allem deshalb bedenken, damit wir unsere Herangehensweise an das Offenbarungsgeschehen „der Sache entsprechend“ gestalten können. Ich glaube darum, dass wir auf so etwas wie eine „Formanalyse“ des göttlichen Offenbarungshandelns nicht verzichten können.

Ich bin also der Überzeugung, dass eine Besinnung auf die Form der Offenbarung heute unabdingbar ist. Diese Überzeugung gründet in zwei Vorgegebenheiten unserer Zeit, die miteinander zusammenhängen: der verbreiteten Orientierungslosigkeit einerseits und der Informationsüberflutung andererseits.

Die Orientierungslosigkeit ist in der (geistigen) Unübersichtlichkeit der gegenwärtigen Welt begründet. Jeder sagt, was er meint, was er erfahren hat usw. : keiner aber kann (oder will) verbindlich sagen, was nun stimmt und was nicht; dieser Frage gegenüber resigniert man. Und damit nenne ich ein viertes Charakteristikum unserer Gesellschaft, das sich aus den zuvor genannten notwendigerweise ergibt: Die Vereinzelung, die sozusagen jeden bei seiner Meinung belässt, – sei sie nun richtig oder falsch – hat zu einem Individualismus geführt, der kaum noch überboten werden kann. Man lässt sich nicht in sein Leben hineinreden. Aber andererseits erfährt man sich vielfach auch als völlig hilflos gegenüber den Fragen, die das Leben nun einmal stellt.

Theologien im Plural

Der 1998 verstorbene frühere Ordinarius für neutestamentliche Theologie an der Universität in Münster, Professor Wilhelm Thüsing, hat als sein Hauptwerk ein Buch geschrieben, das ich in dem hier zu erörternden Zusammenhang für sehr wichtig halte. Es trägt den Titel: „Die neutestamentlichen Theologien und Jesus Christus“. Man muss diesen Titel richtig lesen: Es ist da die Rede von neutestamentlichen Theologien im Plural, – und von Jesus Christus in der Einzahl. Das Buch will einen Weg zeigen, wie man trotz der Pluralität der Theorien, die schon im Neuen Testament gegeben ist, zu einer Einheit finden kann. Damit sind wir bei dem uns gestellten Thema, wenngleich in einem eingegrenzten Sektor, nämlich dem der neutestamentlichen Theologie.

Wir stellen also anhand des genannten Titels fest: schon im Neuen Testament gibt es eine Mehrzahl von Theorien (und damit einen Pluralismus von Auffassungen) – und trotzdem bleibt dieses aus mehreren Büchern bestehende Buch in seiner Gesamtaussage einig und einzlig. Das kann ich sagen, weil dieses Buch die eine Person Jesu Christi in die Mitte stellt und die Beziehung zu dieser Person zum eigentlichen Ziel erklärt. Das Neue Testament will eben nicht nur Wissen oder gar „Gute Nachrichten“ vermitteln, sondern eine Beziehungsmöglichkeit eröffnen. Um das verständlich zu machen, weise ich auf zwei Umstände hin:

Die historisch-kritisch arbeitenden Exegeten haben seit fünfzig Jahren nach Worten gesucht, die Jesus genauso gesagt hat, wie sie uns überliefert sind. Sie haben praktisch keine gefunden, auf die sich alle einigen konnten. Wenn man aber nicht einmal weiß, was Jesus „wirklich“ gesagt hat, wie soll man den Worten des Herrn dann Verbindlichkeit zubilligen und sich nach ihnen richten ?

Legt sich da nicht die Frage nahe, ob man vielleicht nach etwas gesucht

hat, was das untersuchte Buch gar nicht vermitteln will ? Für mich ist die Antwort klar. Heute dürfte auch die Mehrzahl der Forscher bereit sein, die falsche Fragestellung zuzugeben. Gleichwohl waren die angestellten Untersuchungen keineswegs umsonst. Sie haben vielmehr – als so etwas wie eine Nebenfrucht – uns die Möglichkeit eröffnet, wenn schon nicht die „ipsissima verba“ Jesu (also von ihm wörtlich formulierte Sätze) finden zu können, so doch seine „ipsissima intentio“ (also das, was ihn bewegt, was ihn innerlich umgetrieben hat) mit genügender Trennschärfe (und nach Thüsings Meinung auch unter den Fachleuten konsensfähig) aus den neutestamentlichen Berichten zu erheben.

Zum weiteren ergibt sich, dass damit eine umfassend neue Situation entstanden ist. Hat man bisher (mangels genügender Unterscheidungsfähigkeit) die vorösterliche Wirksamkeit des Herrn weithin auf dem „Goldgrund“ seiner Auferstehung gesehen, so kann man auf Grund der genannten Forschungen heute den jüdischen Menschen Jesus von Nazareth in seinen menschlichen Anliegen, also seiner vorösterlichen Realität und Wirksamkeit, mit genügender Deutlichkeit zeichnen (obwohl selbstverständlich nicht übersehen werden darf, dass die uns vorliegenden neutestamentlichen Schriften ausnahmslos „nachösterlich“ sind).

Ich sehe in diesem Umstand eine Chance. Wenn nämlich die Menschwerdung Gottes in Jesus von Nazareth (zusammen mit seinem Leben, seinem Tod und seiner Auferstehung) *das* zentrale Glaubensgeheimnis des Christentums ist, dann muss uns der Mensch Jesus Christus brennend interessieren. Er ist es ja auch, der von sich sagt: „Ich *bin* die Wahrheit“ (Jo.14,6). Man kann übrigens sicher sagen, dass unsere heutigen Gesprächspartner das ganz so empfinden, – ihnen geht es um gelebtes Leben – von Goldgrund halten sie nicht so viel.

Wenn wir also die Menschwerdung Gottes in Jesus Christus wirklich ernst nehmen, dann ist die Auferstehung gerade nicht als ein Goldgrund zu verstehen, welcher das menschliche Leben Jesu im Nachhinein verklärt, sondern sie ist als Ziel eines Weges zu sehen, der in all seinen Phasen von uns ernst genommen werden muss. Menschliche Personen haben eine konkrete Geschichte, die zu ihnen gehört. Das gilt selbstverständlich auch von Jesus Christus.

Die Auferstehung Jesu bestätigt das irdische Leben Jesu und hebt es mit all seinen Umständen auf eine neue Bedeutungsebene – aber eben in seiner Eigenständigkeit: als menschlich gelebtes Leben. Natürlich kann und darf man das irdische Leben Jesu mit all seinen menschlichen Erfahrungen und Begebenheiten nicht von der Realität des Auferstandenen trennen: Beide Realitäten zusammen gehören zum einen Herrn Jesus Christus, an den wir als unseren Erlöser glauben. Demnach müssen wir also die beiden Lebensphasen Jesu in ihrer je eigenen Wirklichkeit, aber auch in ihrer Zusammengehörigkeit

betrachten. Nur dann werden wir der Realität des göttlichen Offenbarungshandelns in und durch Jesus Christus gerecht.

Nun haben wir in der Überschrift von neutestamentlichen Theologien (im Plural) gesprochen. Das hätte man früher so nicht gesagt. Man ging vielmehr davon aus, dass das Neue Testament *ein* Buch sei, das man auch als ein solches lesen könne; mit anderen Worten: aus dem man jeden Satz neben jeden anderen stellen könnte und ihn ohne weiteres, das heißt ohne eigene Reflexion auf die jeweils gebrauchte Begrifflichkeit, zusammen sehen und auslegen dürfe.

Das sehen wir heute sehr viel differenzierter. Wir wissen, dass das Neue Testament eine Sammlung von Büchern ist, die verschiedene Autoren haben. Dadurch ist bedingt, dass hinter den unterschiedlichen Büchern auch unterschiedliche Konzeptionen stehen und dass damit hinter jeder einzelnen Aussage eine bestimmte Konzeption steht, die meistens nicht umfassend bewusst ist, die aber doch in die Aussage eingeht. Ohne Reflexion auf diese Konzeption, also auf das Gesamtbild, auf die Begrifflichkeit, auf das „System“, in welcher oder welchem der jeweilige neutestamentliche Verfasser eine Aussage formuliert hat, kann man sie nicht zuverlässig erfassen und darf sie damit auch nicht (ohne eine solche Reflexion) zu einer anderen Aussage in Beziehung setzen. Dieses heutige Wissen um die Bedingungen unseres Denkens und Sprechens ist zwar den meisten Menschen nicht präzis bewusst; ein verantwortungsbewusster Ausleger der Heiligen Schrift kann es aber selbstverständlich nicht außer Acht lassen.

Hier stellt sich uns eine weitere Frage, die Frage nämlich, wie man denn einen lebendigen Menschen zur Darstellung bringt, ohne ihn in toten Buchstaben „festzustellen“; Leben ist immer Bewegung, Spannung; Leben ist aber immer auch eine Einheit, weil es immer *ein* Lebendiger ist, der in den verschiedenen Spannungen lebt und sie in sich zum Ausgleich bringt oder zu bringen versucht. Wir müssen also lernen, Spannungseinheiten zu umschreiben, statt einfach „Feststellungen“ zu treffen.

Wie wir den Menschen Jesus von Nazareth sehen können und müssen, geben uns die Berichte der Evangelien auf vielerlei Weise zu verstehen; denn er war Mensch unter den Menschen, einer von uns, und wir können uns gut in die Situation seiner Jünger hineindenken, die mit ihm in Palästina gelebt haben. Denn die grundlegenden Horizonte des Menschseins auf dieser Erde, um die es da geht, sind die Horizonte, in denen auch wir leben.

Das trifft aber keineswegs in gleicher Weise für den auferstandenen Herrn zu. Schon die verschiedenen Erscheinungsberichte des Neuen Testaments enthalten Elemente, die eine ganz eigenartige Atmosphäre wiedergeben. Darauf ist an dieser Stelle nicht im Einzelnen einzugehen. Dass sich da aber eine schwierige Aufgabe ergibt, liegt auf der Hand.

Doch ein weiteres – und zwar existenzielles – Moment soll an dieser Stelle angesprochen werden: Jesus bietet einem jeden seiner Gläubigen seine Freundschaft an (vgl.Joh.15,15). Deshalb meint christlich verstanden „Glauben“ nicht in erster Linie, passiv eine Lehre oder dgl. anzunehmen; vielmehr meint Glauben vor allem anderen: „Leben in Verbundenheit mit dem auferstandenen Herrn.“ Dass so etwas überhaupt möglich ist, folgt aus der Ausgießung des Heiligen Geistes, der jedem Gläubigen in Taufe und Firmung geschenkt wird, und ihn zum Glied am geheimnisvollen Leib Christi macht; dadurch empfängt er die Macht, als Kind Gottes zu leben (vgl. Joh 1,12). Deswegen übrigens bedarf es der Kirche und des Lebens in ihrer Gemeinschaft, die sich gerade nicht durch fromme Betrachtungen in der Natur ersetzen lässt.

Weil das aber so ist, müssen wir uns von der verbreiteten Auffassung lösen, als ob Glauben die passive Übernahme von irgend einer „fest umschriebenen formulierten und gedruckten“ Wahrheit sei. Zwar ist und bleibt der Glaube Geschenk Gottes um des Todes und der Auferstehung Jesu willen; nichtsdestoweniger aber müssen wir uns den Glauben aktiv erwerben. Wir müssen die ausgestreckte Hand unseres Herrn persönlich ergreifen – mit allen Konsequenzen, die das hat. Übrigens: um das zu erleichtern, stellen die Evangelien uns die Gestalt Jesu in vier verschiedenen Sichtweisen (Matthäus, Markus, Lukas, Johannes) vor Augen; dadurch soll uns eine lebendige und plastische Anschauung und damit auch eine ebensolche Beziehung zur Gestalt und zur Person Jesu Christi ermöglicht werden; darin sehe ich den Sinn der Vierzahl der Evangelien: es geht um die Eröffnung von Chancen, nicht um unnötige Komplizierung.

In der frühen Neuzeit hat es die Bestimmung gegeben, dass Laien die Bibel nicht lesen durften, weil sie dadurch möglicherweise zu irrgen Auffassungen gelangen könnten. Heute muss man umgekehrt verlangen, dass jeder sich in einer intensiven persönlichen Schriftlesung sein Bild von Jesus Christus erwirbt; natürlich nicht in isoliertem Mühen, sondern im Gespräch mit den Mitchristen, in einem entsprechenden Studium; im Hören auf das Wort der Kirche, im Bibelteilen oder ähnlichen anderen Formen. Denn man kann heute nicht mehr als Mitläufer Christ sein. Das war früher (vielleicht) anders, weil in den Gemeinden feste Milieus sich ausgeformt hatten und damit Formen und Strukturen bestanden, die mittrugen. Heute gibt es so etwas kaum noch. Dadurch ist das Christsein vielleicht mühsamer, es ist aber auch und vor allem persönlicher und freier geworden, welch' Letzteres freilich nicht Isolierung aus der vom Heiligen Geist besiegelten Gemeinschaft der Kirche bedeuten kann. Persönlicher Glaube darf nicht als isolierter Glaube missverstanden werden.

Christsein als Lebensprozess

Wir haben die aus dem pluralistischen Denken sich ergebenden Schwierigkeiten für eine Glaubensorientierung bedacht. Wir nannten die Vorgegebenheit der Gleichgültigkeit aller Auffassungen, den Verlust der „Maßstäbe“, die Unsicherheit der Beurteilungsrichtlinien. Schließlich haben wir noch die fortschreitende Individualisierung genannt.

Um angesichts all dieser Probleme eine neue – und, wie ich meine, hilfreichere – Herangehensweise zu finden, habe ich auf das Buch von Wilhelm Thüsing verwiesen, das sich die Frage unterschiedlicher Theologien schon im Neuen Testament zum Thema nimmt und darüber nachdenkt, wie man damit umgeht. Er findet die Einheit in der Person Jesu Christi. Dabei hat sich zum einen gezeigt, – und das vor allem muss in all seinen Konsequenzen bedacht werden – dass das Neue Testament uns eine lebendige Beziehung zu Jesus Christus ermöglichen will, – das ist sein erstes und eigentliches Anliegen –, andererseits aber, dass es nicht daran interessiert ist, protokollartig das Geschehen um Jesus Christus zu vermitteln. So etwa kann man das Ergebnis unsere Formanalyse umschreiben.

Und daraus dürfen wir schließen, dass unser Christsein in erster Linie ein Lebensprozess ist: es geht um je persönliche Lebendigkeit, um die Ermöglichung einer lebendigen Beziehung, – vor und über allem inhaltlichen und formulierbaren Wissen. Wenn es aber um einen Lebensprozess geht, dann ist die Zeitschrift „Geist und Leben“, zu deren Geburtstag wir uns heute hier versammelt haben, genau auf dem zentralen Weg. Ihr Anliegen ist es ja nicht, eine bestimmte theologische Auffassung ihren Lesern zu vermitteln, sondern sie will helfen, eine gesunde Spiritualität zu pflegen.

Persönlich halte ich sie bereits seit Jahrzehnten. Ich verdanke dieser Zeitschrift sehr viel. Das darf man an einem solchen Tag auch einmal öffentlich sagen. Wenn ich an die von Zeit zu Zeit erschienenen, umfassenden Literaturberichte von P. Sudbrack denke, oder an die ebenso humorvollen wie lebensnahen Ausführungen von Frau Prof. Erika Lorenz über die „große Theresa“ und andere große Christen, oder wenn ich die stets sehr zeitnah vorgebrachten Korrekturen spiritueller Strömungen bedenke, so muss ich sagen: „Geist und Leben“ hat immer Qualität und Aktualität unter Beweis gestellt. Ich kann nur bitten und wünschen, dass der bisher eingeschlagene Weg so fortgesetzt wird, wie er begonnen und durch 75 Jahre hindurch beschritten worden ist.

Ich sage das nicht ohne Grund. Meiner persönlichen Überzeugung nach wird der Christ im dritten Jahrtausend eine sehr fundierte und in seiner persönlichen Lebenseinstellung sich auswirkende Entscheidung treffen müssen, wenn er als Christ überleben will. Nach der französischen Revolution hat es

fast dreihundert Jahre gedauert, nämlich bis zum II. Vatikanischen Konzil, bis die Kirche begriffen hat, dass die Ideale dieser Revolution samt und sonders christlichen Ursprungs waren. Wir befinden uns zur Zeit in einer vergleichbaren Gefahr. Wir beklagen nämlich den sich ausbreitenden Individualismus. Insofern es sich um einen „...ismus“ handelt, hat unsere Klage ihre Berechtigung. Aber im Kern scheint sie mir töricht zu sein. Denn ich kenne außer dem Christentum keine andere Religion, in der Gott zum Menschen sagt: „Ich habe Dich bei Deinem Namen gerufen, Du gehörst mir“ (Jes 43,1b).

Freie und personale Beziehung zu Gott

Persönlich sehe ich hinter diesem Wort sogar eine eigene Schöpfungsvorstellung, die sich von der in den Texten in Gen 1 und 2 unterscheidet. Denn hinter dieser Vorstellung steht nicht der Gedanke, dass Gott irgend etwas macht, so dass es dasteht wie der Stuhl, den der Schreiner macht, um ihn anschließend zu verkaufen; hinter dieser Vorstellung steht eben nicht der Gedanke, dass etwas gemacht wird, das dann „für sich“ da ist, so dass man etwas damit machen kann; – hinter dieser Vorstellung steht vielmehr der Gedanke, dass etwas schon in seiner Erschaffung in eine Beziehung hineingestellt wird, in die es nunmehr hineingehört und die zu seinem Sosein dazugehört. Die Beziehung zu Gott gehört demnach viel intensiver zu unserem Menschsein als wir es gemeinhin annehmen.

Ich habe hier nicht die Zeit, diesen Gedanken zu entfalten, so wie man ihn entfalten könnte und müsste. Ich will ihn lediglich genannt und in seiner Schöpfungsdimension gekennzeichnet haben. Denn wenn man das damit Gesagte bedenkt, wird sofort deutlich, dass etwas oder jemand, das oder der in eine Beziehung hinein geschaffen ist, auch von dieser Beziehung her verstanden werden bzw. sich selbst verstehen muss. Die Beziehung gehört eben zu seinem Geschaffensein- und damit zu seinem „Wesen“ dazu.

Dass wir das in der abendländischen Philosophie derart lange übersehen haben, ist schwer verständlich. Und es ist kein Zufall, dass vor anderen Philosophen aus dem Judentum, nämlich Franz Rosenzweig, Martin Buber und Emmanuel Levinas uns darauf aufmerksam machen mussten. Aber auch das kann ich hier nicht weiter ausführen.

Gott will uns als die freien und personalen Wesen, als die er uns geschaffen und beim Namen gerufen hat. Das müssen wir uns bewusst machen. Er will unsere Liebe. Darum genügt es nicht, dass wir einfach seine Gebote erfüllen. Denn in ein solches Verhalten geht unser freies Personsein ja nicht mit ein. Gott will aber, dass die Gestalt, die wir unserem Leben nach unseren Begabungen, unseren Fähigkeiten und unseren Vorlieben geben wollen, zum

Tragen kommt. Denn dazu hat er uns ja unsere Begabungen, unsere Fähigkeiten und unsere Vorlieben gegeben. Wir müssen uns die Liebe Gottes mit Sicherheit sehr viel konkreter vorstellen, als wir das gewohnt sind.

Wenn uns das gelingen soll, müssen wir uns sehr nahe „auf Gott einlassen“. Wir müssen uns mit ihm ins Gespräch begeben, um dahin zu finden, dass wir das, was wir in uns spüren, prüfen können darauf, ob und wieweit es seinem Willen für uns entspricht. Wir müssen uns für die Weisungen, die uns unser „inwendiger Lehrer“ (Augustinus) gibt, öffnen können. Wir müssen den Mut haben, zu uns selbst in all unserer Eigenart „Ja“ zu sagen, denn Christus hat dieses „Ja“ schon vor uns längst gesprochen.

Das stellt uns in eine Problematik hinein, die viele von uns vielleicht noch gar nicht gesehen haben. In den Augen Christi ist es zu wenig, nur die Gebote zu erfüllen. Denn damit würden wir ja nicht unsere Eigenart verwirklichen. Er hat aber jedem von uns seine Eigenart gegeben; und er möchte, dass wir sie auch annehmen und verwirklichen.

Nikolaus von Kues lässt in seiner Schrift „De Visione Dei“ Gott zum Menschen sprechen: „Sei Du dein eigen, dann werde auch ich dein eigen sein!“ In diesem Wort kommt das zum Ausdruck, was ich deutlich machen wollte. Wenn Gott uns schon unseren je eigenen Namen gegeben hat in unserer Schöpfung, dann möchte er auch, dass wir diesen Namen in der mit ihm jeweils gegebenen Eigenart annehmen und verwirklichen.

Ich gestehe offen, dass dieser Gedanke mir Atemnot bereitet. Denn er zwingt mich, nicht irgendeinem christlichen Ideal nachzustreben, sondern dem von Christus für mich ganz persönlich ausgewählten Bild zu entsprechen. Wie viel Mut, wie viel Freimut, eine wie große Nähe zu Christus wird mir damit aufgegeben? Andererseits aber: ein wie großes Vertrauen, eine wie große Liebe ist mir da vom Herrn geschenkt? Muss ich das nicht mit Dankbarkeit und Jubel annehmen ?

Unser Herr Jesus Christus will keine Knechte aus uns machen, sondern er will, dass wir uns entfalten in unserer ganzen, einmaligen menschlichen Persönlichkeit. Dazu hat er sie uns gegeben. Er will uns als die Individuen, als die er uns geschaffen hat. Können wir da gegen den Individualismus sein? Wohl kaum! Wohl aber müssen wir uns um unser von Gott geschenktes „Individuum-Sein“ auf eine ganz neue Weise zu kümmern versuchen. Ich sehe dahinter eine mich begeisternde und mich zutiefst ernst nehmende Einladung, für die ich dankbar bin.

An dieser Stelle wird ein weiteres Mal deutlich, wie überlebensnotwendig für uns eine solche Zeitschrift wie „Geist und Leben“ ist. Sie war es schon immer, aber im dritten Jahrtausend wird sie es auf eine ganz neue und zusätzliche Weise für uns sein. Wir brauchen den Kontakt zu den „Lebemeistern“ unseres Glaubens. Wir bedürfen – in einer Dringlichkeit wie nie zuvor

– des Nachdenkens über christliche Spiritualität. Wir müssen miteinander darüber sprechen und uns gegenseitig auf unserem Weg begleiten. Darum brauchen wir Gruppen, in denen dieses Gespräch stattfinden kann, denn unsere herkömmlichen, weitgehend anonymen Großgemeinden können diese Aufgabe nicht leisten

Also: mit dem Dank an alle, die bisher für „Geist und Leben“ Verantwortung getragen haben, verbinde ich die Bitte, nicht nachzulassen in dem Mühen um ein jeweils zeitgerechtes, gutes und hilfreiches Konzept für diese Zeitschrift. Ganz sicher wird sie in Zukunft mehr als bisher das Gespräch in den notwendigen kleinen Gruppen anregen und inspirieren müssen. Aber Welch' eine herrliche, herausfordernde und für uns Christen überlebenswichtige Aufgabe tut sich da auf.

Möge Gott alle segnen, die an dieser Aufgabe mitzuwirken haben.

Der eigentliche Weg des Menschen

Ein ganzheitlich-realistisches Verständnis von Seelsorge

Sigmund Bonk, Regensburg

1. Die Seelsorge als eigentlicher Weg des Menschen

Bereits nach platonischem Verständnis besagt Menschsein „In Sorge sein um die eigene Seele“. Insofern ist jeder Mensch bereits als Mensch „Seelsorger“. Der aber im näheren, christlichen Sinn so Genannte sorgt sich darüber hinaus auch noch um die Seele seiner Mitmenschen. Wer den Menschen im Zentrum dieser christlichen Seelsorge verorten will, kann nicht anders, als sich an einem *realistischen* Begriff von Seele beziehungsweise Seelsorge zu orientieren: so zumindest lautet die Hauptthese der nachfolgenden Überlegungen. Ein solches realistisches Verständnis muss von der Wirklichkeit einer Seele als einem Prinzip des freien, selbstverantworteten Erkennens und Entscheidens ausgehen. Der Seelsorger wird den Menschen aber auch und zugleich als verleiblichtes, soziales und zeitgebundenes Subjekt zur Kenntnis nehmen müssen. Bei all dem (und erst hierin findet gerade auch eine wahrhaft realis-